In freier Stunde

Sohr, der Knecht

Roman von Arno Franz

(19. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Sohr sah den Großsteinauer verwundert an. Der kniff das linke Auge zu und nickte befriedigt vor sich hin: „Ja, ja — soweit ist sie nun glücklich, die stolze Carla. Gott sei Dank. Hätte schon vor vier Wochen sein können, dann hätten wir jetzt die Schweinerei nicht zu reparieren. — Was also hat meine Schwägerin zu tun?“

„Wenn Sie erreichen könnten, daß Frau Kaden den Kriminalmenschen als Hofmeister, Verwalter oder sonst etwas einstellt und gleichzeitig auch Voigt wieder aufnimmt, dann —“

Kaden pfiff durch die Zähne. „Verstehe! — Das nennt man Fußangeln legen. Famos.“

„Beide gleichgestellt, Herr Kaden, damit Voigt nicht etwa versagt. Seine Schwächen sind Alkohol und Weiber. — Wenn Sie in diesem Sinne die Verhandlungen mit einem tüchtigen Berliner Herrn führen wollten, dürfte der Wahrheit bald zu ihrem Rechte verholfen sein.“

„Verlassen Sie sich auf mich. Was nur irgend geschehen kann, geschieht.“

„Und darf ich noch eine Bitte äußern?“ fragte Sohr.

„Heraus damit.“

„Würden Sie mein Fohlen während meines Wegseins in Futter nehmen? Hannjörg allein kann es nicht betreuen.“

„Natürlich! — Kommen Sie nicht wieder, lasse ich es zu mir herüberholen.“

So war zwischen den beiden alles beredet, was zu bereden war.

„Und Ihr könnt schweigen, Hannjörg?“ wendet sich Kaden fragend und mahnend zugleich an diesen.

„Wie das Grab, Herr Kaden.“ —

Als die kleine Schwarzwälder Uhr zwei kurze Schläge tat, trennten sich die drei. Kaden ging heim nach Finkenschlag, Hannjörg begab sich zur Ruhe und Sohr schrieb den Zeitungen um Geld. Als er fertig war, brachte er die Briefe noch in den Kasten, hing sich einen Mantel um, setzte sich im Garten auf einen Baumstamm und war das letztemal auf Finkenschlag mit sich allein.

So sitzend und in sich zusammengesunken fand ihn Hannjörg, als er an die Arbeit ging und gegen sechs Uhr, als der Gendarm ihm die Vorladung des Landgerichtes überbrachte, saß er immer noch am selben Ort.

Im Beisein des Beamten erbrach Sohr das Schreiben und las:

„Sie werden hiermit geladen, sich unverzüglich nach Empfang dieses — aber spätestens bis zwölf Uhr mittags — an unterzeichneter Stelle, Zimmer 112, einzufinden. — Sachbetreff und Zweck: Befragung. — Diese Ladung ist mitzubringen.“

„Ich habe Sie noch persönlich aufmerksam zu machen“, sagte der Gendarm, „daß Sie unbedingt bis zwölf Uhr an Ort und Stelle zu sein haben, wenn Sie Weiterungen vermeiden wollen.“

„Schon gut, Herr Wachtmeister! — Unpünktlichkeit war nie meine Sache, Feigheit auch nicht“, damit ging Sohr ins Haus.

Er brachte sein Zimmerchen in peinlichste Ordnung, zog seinen guten Anzug an, schnitt die letzten Astern im Garten und stellte sie Hannjörg auf den Tisch. Er besaß noch eine Karte mit seinem Bilde. Die suchte er heraus, schrieb darauf: „Meinem lieben, guten, treuen Hannjörg heißen Dank für bewiesene Gastfreundschaft. Sohr.“ und lehnte sie an die Vase, dann ging er nach dem Stall.

Fink-Fink begrüßte ihn mit feinem Wiehern, vorgestellten Ohren und großen blanken Lichtern.

Sagt nicht, daß Tiere keine Seele haben!

Sohr reichte ihm ein Stückchen Zucker — zum Abschied, strich ihm liebkosend über das glänzende Fell und nahm den bildschön geformten Kopf seines Lieblings ein letztes Mal in seine Arme.

Ein halbes Jahr Mühe und Arbeit war ausgelöscht, wie damals ein ganzes Leben. Ueber seinem Dasein stand ein Unstern. Er ging, wie er gekommen war. Wieder einmal: Aus und vorbei. —

Vorsichtig schloß Sohr die Gartenpforte. Langsam schritt er die Landstraße dahin, einem ungewissen Geschick entgegen.

Er mußte an Frundsbergs Worte denken, die dieser in Augsburg an Luther gerichtet hatte: „Du gehst einen schweren Gang. Doch bist du deiner Sache gewiß, so gehe mit Gott.“

Mit Gott!

Und da fielen ihm auch seine eigenen Worte ein, die er vor Monaten Schwester Marianne gegenüber geäußert: „Denen, die glauben, soll's helfen.“

Glauben! Wenn man es könnte!

12.

Wie Sohr es vorausgeahnt hatte, war es gekommen.

Sie hatten etwas von Fluchtverdacht und Verdunkelungsgefahr gesagt und ihn dabehalten. In Zelle 47 saß er auf einem Holzschemel und überdachte das Geschehene. Es war wie weggewischt aus seinem Gedächtnis. Nur mühsam konnte er es sich vergegenwärtigen.

Als er gestern das Gerichtsgebäude betreten hatte, hatte die Uhr, die über der Treppe hing, zwei helle Schläge getan. Einhalb zwölf. In der Halle hatte sich

eine Orientierungstafel befunden. Sie wies ihn in den ersten Stock.

An der Tür zum Zimmer 112 standen auf einem kleinen weißen Schildchen mit Rundschrift geschrieben die Worte: Staatsanwalt Völker. Das war Sohr ganz deutlich in Erinnerung. Er hätte sie malen können, die beiden Worte.

Im Zimmer 112 saß ein sehr penibel gekleideter Herr von ungefähr zweiunddreißig Jahren an einem dunkelgebeizten nüchternen Schreibtisch. Das war der Staatsanwalt, und der war nicht sehr höflich gewesen. Auf seinen Gruß hatte Sohr keine Antwort bekommen, sondern nur ein schnarrendes, barsches: „Was wollen Sie?" — Da hatte er gewußt, wes Geistes Kind sein Gegner war und hatte ihm schweigend die Vorladung auf den Tisch gelegt.

Der Staatsanwalt hatte noch einen Herrn gerufen, der hatte mit vielem Dienern und Verbeugen das Zimmer betreten, sich an die Schreibmaschine gesetzt und heruntergetippt, was jener ihm diktierte. Gefragt hatte der Staatsanwalt nicht viel mehr als vor Tagen der Finkenschlager Schultheiß. Was Sohr geantwortet hatte, wußte er nicht mehr.

Und als der Staatsanwalt mit Fragen fertig gewesen, war plötzlich noch ein dritter erschienen, der war uniformiert gewesen und hatte gesagt: „Kommen Sie mit."

Mit dem war Sohr durch lange Gänge getorkelt, treppauf, treppab, bis sie endlich — eine Ewigkeit schien es gedauert zu haben — wieder in einem Zimmer angelangt waren, das noch nüchterner und trostloser war als das, aus dem sie kamen. Dort hatte der Uniformierte einem anderen Uniformierten ein Schriftstück überreicht und war gegangen.

Der zweite Uniformierte hatte Sohr einer Leibesvisitation unterzogen, ihm alles abgenommen, was er bei sich trug — wie ein Wegelagerer benimmt sich der Kerl, hatte Sohr gedacht — und war dann mit ihm zum zweiten Stock emporgestiegen, wo er eine mit Eisenriegeln versehene und mit Eisen beschlagene Tür geöffnet hatte.

Das war die Tür der Zelle 47 gewesen, in der Sohr jetzt saß.

In der Zelle befanden sich eine Holzpritsche, die war an die Wand festgemacht, ein Holzschemel und ein Klapptisch, der ebenso befestig war, wie die Pritsche — sonst nichts. An die Tür war die gedruckte Hausordnung angeschlagen. Das alles hatte Sohr beim Eintreten wie im Husch erfaßt, war dann auf die Pritsche zugewankt, niedergesunken und eingeschlafen.

Erst vor einer Stunde war er erwacht.

Aus seinen Gedanken erweckte ihn ein Geräusch an der Tür. Als er aufblickte, bemerkte er sich gerade gegenüber unter der Hausordnung ein viereckiges Loch, durch das zwei dunkle Augen zu ihm herübersahen. Gleich darauf wurde die Tür geöffnet und ein Wärter rief ihn heraus.

„Sie sollen untersucht werden. Kommen Sie mit."

Ohne ein Wort zu sagen, folgte ihm Sohr. — Sie gingen den Korridor entlang, an vielen Türen vorbei, hinter deren jeder ein Mensch saß in Stumpfsinn, Angst oder Verzweiflung, die Treppen hinab nach dem Erdgeschoß. Dort ließ der Wärter Sohr in einen Raum treten, der nahezu leer war. Nur links vom Eingang befand sich ein Bretterverschlag, der aussah wie eine Pferdebox und an den Wänden standen einige Stühle. Das Zimmer war zum Fürchten kahl und kalt.

Sohr konnte sich nicht enthalten zu fragen, „Welcher Bestimmung dient denn dieser Verschlag?"

„In diesen Verschlag kommen die Gefangenen, wenn sie Besuch erhalten."

Da lachte Sohr schallend auf und der Wärter fuhr schnauzend herum: „Sind Sie verrückt, Mensch! Was fällt Ihnen ein! Lachen Sie nicht", aber ebenso prompt antwortete ihm Sohr.

„Dann darf ein hoher Fiskus nicht zum Lachen herausfordern. Wer diesen Kasten nicht als Witz nimmt, wird ihn als Hohn auf die Menschheit, als Erniedrigung, als die raffinierteste Roheit empfinden müssen, die ausdenkbar ist, vorausgesetzt, daß er noch nicht ganz abgebrüht ist und noch einen Funken Selbstachtung besitzt. — Möchten Sie in diesem Käfig Ihre Frau empfangen, Herr Wachtmeister?"

Der Wärter sah Sohr von oben bis unten an, dann fragte er: „Was sind Sie in Ihrem Zivilberuf?"

„Knecht", antwortete Sohr und der Wärter schüttelte den Kopf

In diesem Augenblick ging die Tür zum Nebenzimmer auf und ein Gefangener trat heraus, gefolgt von einem Wärter.

Jetzt wurde Sohr in dieses Zimmer geführt.

Es war das Untersuchungszimmer des Anstaltsarztes und sehr modern eingerichtet, dabei war es licht, hell und freundlich. Der Arzt war es auch. Beides wirkte wohltuend auf Sohr und er mußte augenblicklich an Professor Carsten und die Charitee denken.

Der Arzt sah ihn über die Brillengläser hinweg an, wohl eine Minute lang, dann nickte er ihm zu.

„Das also ist der Langschläfer", sagte er und fuhr fragend fort: „Wissen Sie, daß Sie bald vierundzwanzig Stunden geschlafen haben?"

„Ja, Herr Doktor."

„Das spricht entweder für ein gutes Gewissen oder für die Güte eines Schlafmittels. War's Veronal?"

„Nein, Herr Doktor, es war schon das gute Gewissen, und dann war es eine ganz natürliche Vergiftung durch Milchsäure."

Der Wärter horchte auf — Vergiftung? Was bedeutete das? Und der Arzt lächelte. Als er aber des Wärters verblüfftes Gesicht sah, auf dem die Angst vor dem zu erwartenden Staucher stand — zum Vergnügen wurden die Gefangenen ja nicht einer Leibesvisitation unterzogen — ward aus dem Lächeln ein Lachen. Und unter Lachen fragte er: „Woher wissen Sie denn, daß der Schlaf eine Vergiftung durch Milchsäure ist?"

Und treuherzig fragte Sohr zurück: „Seh' ich denn so dumm aus, Herr Doktor?"

„Durchaus nicht," beeilte sich dieser zu versichern, „aber es dürfte nicht viel sogar sehr gescheite Leute geben, die das wissen."

„Auch die gescheiten Leute kümmern sich wenig um das Alltägliche, und fast niemand kümmert sich um sich selbst. Was ein Charleston ist, das wissen die Dummen und die Gescheiten."

„Sehr gut! — Aber nun zum Geschäft. Ich habe Sie zu untersuchen. Bitte wollen Sie den Oberkörper frei machen."

Sohr tat es und der Arzt trat mit dem Stethoskop an ihn heran.

„Was ist denn das?" fragte er und zeigte auf Sohrs verbundenen Arm.

„Eine Brandwunde, Herr Doktor."

„Nanu, wie kommen Sie dazu?"

Sohr erzählte den Hergang. Währenddessen wickelte der Arzt die Binde ab.

„Schön sieht das nicht aus", sagte er, als er die handtellergroße Wunde sah. „Sie müssen doch empfindliche Schmerzen haben?"

„Die sind zu ertragen, Herr Doktor."

„Die!" wiederholte der Arzt — „und die andern?"

„Auch", sagte Sohr und tauchte seinen Blick tief in den des Arztes.

Bis zur Beendigung der Untersuchung wurde nicht mehr gesprochen, und während der Arzt den Befund in ein Buch notierte, kleidete sich Sohr an. Der Wunde wegen ging es nur langsam. Dann wendete sich der Doktor dem Wärter zu: „Sohr ist jeden Tag um diese Zeit zu mir zu bringen. — Die Wunde ist nicht belanglos."

„Sehr wohl, Herr Doktor."

Damit war die Konsultation zu Ende. —

*

In einem grauenvollen Einerlei gingen die Tage hin. Der Staatsanwalt schien Sohr vergessen zu haben. Der fühlte sich lebendig begraben und verbrachte in dumpfem Hinbrüten seine Zeit. Aber eines Morgens pochte doch das Draußen an seine Tür. Ein kurzer Brief von Fräulein Kerst wurde ihm in die Zelle gereicht. Sie schrieb:

„Nicht verzagen! Es ist immer noch nach einem Winter ein Frühling gekommen. — Man denkt Ihrer in Liebe und Achtung. Clausimann spricht den ganzen Tag von Ihnen und kann sich mit Voigt, der wieder hier ist, gar nicht befreunden. Ich finde es übrigens sonderbar, daß man ihn wieder anstellt, heut um so mehr, als ich im Vorbeigehen, hörte: Familie Kaden wolle Sie durch einen Besuch erfreuen."

Diese kurzen Zeilen, die Sohrs Hand entglitten, flatterten zu Boden. Sie brachten ihm erst wirklich zum Bewußtsein, wo er sich befand und was er war.

Durch einen Besuch erfreuen! — Nur das nicht! Nur keinen Besuch. Lieber Zuchthaus ein ganzes Leben lang als auch nur eine einzige Sekunde Bretterverschlag im Beisein anderer!

Viel hatte er im Leben gesehen. Grausiges und mehr als das. Er hatte ja vier Jahre Krieg hinter sich. Er hatte eine Frau verloren, seinen Besitz und seine Heimat. Es gab nicht viel Schlimmes mehr, das ihn noch treffen konnte — aber das Bild von heute vormittag, das sich ihm bot, als er vom Arzte kam, war doch das Erschütterndste gewesen bisher:

Hinter der graugestrichenen brusthohen Bretterwand des Besuchszimmers hatte ein Gefangener gestanden und diesseits dieser Wand eine Frau, die hatte ein Mädelchen auf dem Arm getragen und einen größeren Knaben an der Hand gehalten. Das waren Vater, Mutter und Kind gewesen. Und der Knabe hatte mit einem Gesicht zu diesem — seinem — Vater aufgesehen, das Sohr sein Lebtag nicht vergessen würde. Angst und Erbarmen und Schmerz und Enttäuschung und hundert andere Gefühle und Empfindungen hatten auf diesem Gesicht gestanden. Ueber die Wangen waren dem Kleinen die Tränen getropft. Sein Weinen war lautlos gewesen, nur um den Mund hatte es gezuckt im bitteren Weh.

Und bei diesem Besuche hatte das unerbittliche Geschick ein Bild des Vaters in die Seele seines Kindes gezeichnet, das in alle Ewigkeit nicht wegzuwischen war. Frau Justitia, die Strenge, die diesen Besuch gestattet hatte, hatte aus Menschlichkeit ein Verbrechen an diesem Knaben begangen, wie es der Vater folgenschwerer nicht begangen haben konnte.

Und als Sohr an den Vieren vorübergegangen war, hatte der Mann, der hinter der Wand stand, in Zerknirschung sein Gesicht abgewendet und die Frau aus Scham den Blick gesenkt. Da hatte Sohr dem Manne zugerufen: „Du solltest deine Sehnsucht erschlagen und wenn du dein Herz zertreten müßtest" und der Frau: „Nie mehr sollten Sie in dieses Haus kommen, nie mehr, wenn Sie ihre Kinder lieb haben."

Und der Mann hinter der Wand hatte geantwortet: „Hast recht, Kamerad. Geh heim, Ida, geh' und — laß — mich — allein." Und die Augen waren ihm feucht geworden und mit seinen zerarbeiteten Händen hatte er dem kleinen Ding, das die Mutter auf dem Arme trug, liebkosend über das blonde Haar gestrichen.

Nein, keinen Besuch! Hier nicht! Niemals, und wenn Herzen in Schmerzen zerbrechen müßten. Die hier sind, stehen jenseits jeder Gemeinschaft.

(Fortsetzung folgt)

Captain O'Hara blufft

Kriminalskizze von Herbert Steinmann

Weit in den bequemen Sessel zurückgelehnt, der vor dem Schreibtisch von Mr. James Harry, Inhaber des Bankgeschäftes Harry & Co. steht, mustert Captain O'Hara den rosigen, weißhaarigen Herrn ihm gegenüber. Keine Miene zuckt in dem Gesicht des rothaarigen, hageren, aber drahtigen Beamten aus dem New-Yorker Polizeihauptquartier. Hinter ihm ragt schweigend und aufmerksam die riesige Gestalt des Sergeanten Kelly, seines immer zuverlässigen Gehilfen auf. Und drüben, an der anderen Wandseite, klafft die Tür eines Geldschrankes weit auf. Spuren einer gewaltsamen Oeffnung trägt das Safe nicht. Dennoch ist es vollkommen leer, wie ausgeräumt.

Endlich bricht der irische Verbrecherjäger das Schweigen. „Sie beschuldigen also Ihren Kassierer, John Cuttle, daß er Ihnen den Geldschrank vor vierundzwanzig Stunden ausräumte und mit dem Inhalt im Betrage von 500 000 Dollars verschwunden ist. Sie vermuten, daß sich Cuttle damit nach Kanada begeben hat. Nicht wahr, Mr. Harry?"

Der rosige Herr nickt und seufzt schwer.

„Ja, so ist es — ein schwerer Schlag, Mr. O'Hara — ein sehr schwerer Schlag — aber ich werde durchzuhalten versuchen. Ich harre auf meinem Posten aus, und wenn das Schlimmste kommen sollte: Konkurs."

Weit breitet Mr. Harry die Arme dabei auseinander, als wolle er sagen: „Ich kann ja nichts dafür, macht, was ihr wollt."

O'Haras blaue Augen blitzen für einen Augenblick auf.

„Sie haben schwere Verluste gehabt in der letzten Zeit, Mr. Harry? Sie werden schließen müssen?"

„So ist es", nickt der rosige Herr betrübt, „dieser Cuttle hat mir den letzten Schlag versetzt."

„Woher wußten Sie eigentlich", sagt O'Hara im nebensächlichen Tone, „daß Cuttle nach Mexiko wollte — —"

Harry zuckt die Achseln.

„Er sprach in der letzten Zeit so viel davon und —", Harry unterbricht sich jäh, „übrigens, Verzeihung, Captain, wie kommen Sie auf Mexiko — ich habe doch nicht gesagt, ich vermute Cuttle in Mexiko — nein, ich meinte doch Kanada —"

Ordentlich aufgeregt fuchtelt der Rosige mit den Händen in der Luft herum. O'Hara hat den Blick gesenkt. Jetzt hebt er ihn wieder und sieht Harry fest an.

„Sie irren, ich meine wirklich Mexiko, denn —" blitzschnell wie ein Ueberfall kommen die Worte jetzt, „heute morgen lag mir eine Funkmeldung der mexikanischen Polizei vor, nach der Cuttle drüben verhaftet wurde. Er hat sich durch überaus hohe Geldausgaben verdächtig gemacht."

Harry verliert die rosige Gesichtsfarbe. Er ist sehr blaß geworden.

„Mein Gott, sie haben ihn in Tampico gefaßt?"

Ein Lächeln huscht über O'Haras Züge.

„Ja", sagt er ehern, „und er hat gestanden, daß er alles mit Ihnen verabredete, daß Sie in diesen Tagen, nachdem Sie die Polizei irregeführt hatten, ihm mit dem Rest des Geldes folgen würden. Es war das letzte Mittel, um sich den Folgen Ihrer Spekulationen und Ihren betrogenen Kunden zu entziehen, Mr. Harry."

Wie zur Bildsäule erstarrt sitzt der Bankier da.

„Da hat der Teufel seine Hand im Spiele gehabt. Ich hätte mich auf diesen Kerl von Tuttle nie verlassen sollen."

O'Hara steht aufrecht. Ein Augenwink und schon baut sich der riesige Sergeant Kelly neben dem Verbrecher auf. Langsam geht O'Hara auf ihn zu. Jetzt steht er dicht vor ihm.

„Kelly", sagt er und wieder ist das leichte Lächeln um seine Züge, „erinnern Sie mich doch daran, daß wir gleich ein Fahndungsersuchen nach Tampico, Tuttles wegen, schicken."

Harry fährt auf. Aber mahnend liegt die Pranke Kellys auf seiner Schulter

„Verflixt", keucht der Betrüger, „Sie haben ihn noch nicht — ja, dann kann er ja auch nichts ausgeplaudert haben, dann — ich nehme alles zurück — ich — ich . . ."

„Regen Sie sich nicht unnötig auf", liebenswürdig lächelnd sieht O'Hara den Mann an, „wenn wir Ihr Geständnis nicht hätten, das schon würde Sie überführen."

Mit einem Griff hat er einen schwarz bedruckten gelben Zettel, der aus Harrys Westentasche lugte, hervorgezogen. Es ist ein Schiffahrtsbillet.

O'Hara betrachtet es aufmerksam. „Nach Tampico — Adler-Linie. — ich habe mich also nicht getäuscht, als ich es in Ihrer Westentasche erkannte — ich bin nämlich im Hafen zu Hause und weiß, wie die Fahrscheine der einzelnen Linien aussehen. Die charakteristische Form und Farbe der Scheine der Adler-Linie kann kein Fachmann verkennen. Und die Adler-Linie fährt nur nach Mexiko. Darum konnte ich Sie bluffen, daß Tuttle bereits verhaftet sei. Ich nannte keinen Ort. Sie aber nannten gleich Tampico und bestätigten damit nur meine Theorie, daß Sie mit Tuttle gemeinsame Sache gemacht hatten. Er sollte über Land vorausfahren und Sie wollten mit dem Schiff nachkommen. Ich hoffe, wenn wir Haussuchung bei Ihnen halten, dann werden wir in Ihren sicher fertig gepackten Koffern den Hauptteil des unterschlagenen Geldes, das Ihren Kunden gehört, finden. Auch Ihre Betonung, Tuttle sei nach Kanada entflohen, schien mir reichlich verdächtig. Das ist alles!"

Der Verhaftete senkt den Kopf. „Sie sind ein Satan, Captain!"

O'Hara nickt ironisch. „Zuviel Ehre, Harry. Was meinen Sie, was Tuttle erst sagen wird, wenn die Mexikaner ihn uns ausliefern? Abführen!"

Telephonanruf um Mitternacht

Kriminalskizze von Herbert Eckert

Das Telephon. Und mitten in der Nacht!

Wütend sprang Fritz Schober aus dem Bett und eilte in den Nebenraum zum Telephon.

„Seien Sie auf der Hut! Man weiß, daß Sie heut wertvolle Steine mit heimgenommen haben. Man plant einen Einbruch!"

Ein Knacken in der Leitung; und die Stimme war weg.

Fritz Schober war ein bekannter Juwelier, und es stimmte, daß er heute Smaragde und Rubine von großem Wert mit nach Haus genommen hatte, weil er damit morgen in aller Herrgottsfrühe nach Hamburg zur Edelsteinmesse fahren wollte.

Ein unheimliches Gefühl beschlich den einsamen Mann, dessen Haus; das er allein bewohnte, in der stillen Straße am Kanal lag. Unentschlossen, was tun, legte er den Hörer auf die Gabel und ging in das Schlafzimmer zurück. In der Schublade des Nachttischchens stand das Kästchen mit dem wertvollen Inhalt. Er nahm es heraus und schob es tief unter das Keilkissen seines Bettes. Auf den Nachttisch legte er den entsicherten Revolver.

Da, schon wieder die Telephonklingel! Und dieselbe Stimme, nur eindringlicher: „Bleiben Sie nicht ohne Schutz! Ich warne!"

Ehe Schober fragen konnte, das bekannte Knacken, der Anrufende hatte den Hörer aufgelegt.

Hastig und mit zitternden Händen drehte Schober die Nummer der Telephonauskunft. Er wollte wissen, woher die Anrufe kamen. Er erfuhr, daß aus einer öffentlichen Fernsprechzelle der Anruf von eben erfolgt wäre. Er stand noch am Apparat, als der Wecker sich erneut meldete.

„Ich warne zum letzten Male!"

Jetzt stürmten mit aller Macht Furcht, Schrecken und Grauen auf den Juwelier ein. Der Schweiß brach ihm aus allen Poren. Nein, er konnte nicht allein bleiben, er brauchte polizeilichen Schutz!

Er rief das zuständige Polizeirevier an und bat um sofortigen Schutz, der ihm auch von dem Beamten versprochen wurde

Unruhig, nervös und aufgeregt ging Schober in dem großen Schlafzimmer auf und ab. Wenn doch nur erst die Polizei zu seinem Schutz da wäre! Dieses Warten war entsetzlich, und der Gedanke, daß am Ende die Hilfe zu spät kommen könnte, noch furchtbarer. Jede Minute schien ihm eine Ewigkeit zu sein.

Da endlich, draußen näherten sich Tritte, die vor seinem Hause haltmachten. — Der Einbrecher? Einen Moment kam ihm dieser Gedanke. Aber, Unsinn, der würde bestimmt einen anderen Weg nehmen! Und richtig, schon schlug die Flurklingel an. Schober atmete auf, eilte hin und öffnete. Ein großer, stämmiger Mann stand vor ihm.

„Herr Schober persönlich?" fragte eine tiefe, etwas brummige Stimme. Der Juwelier nickte bejahend.

„Sie hatten vor etwa einer Viertelstunde um Schutz für einen anscheinend geplanten Einbruch gebeten," fuhr der andere fort. „Ich bin Kriminalassistent Zörmann! Und hier ist mein Ausweis!"

Er sah in Schobers Mienen noch die Angst und lächelte gutmütig.

„Kann verstehen, daß Sie auch noch gegen mich mißtrauisch sind! Aber meinetwegen rufen Sie bei der Behörde an und fragen nach dem Namen des zu Ihrem Schutz entsandten Beamten!"

Schober tat es, und die Auskunft lautete: Kriminalassistent Zörmann.

Jetzt erst war der Juwelier beruhigt und holte auch die Kassette mit den kostbaren Steinen hervor. Er zeigte sie dem Beamten.

Der sagte nur: „Donnerwetter! Das wäre ein fetter Bissen!"

„Nicht wahr?" sagte Schober, schloß den Deckel und stellte das Kästchen auf den Nachttisch.

Der Kriminale nickte bedächtig, aber plötzlich lauschte er und eilte zur Tür. Die Haustür schien vorsichtig und leise geöffnet zu werden und jetzt, kaum hörbar, auf der Treppe sich nähernde Schritte.

„In den Nebenraum!" flüsterte der Kriminalbeamte und schob seinen Schützling hinein. Der hörte dann noch ein energisches „Hände hoch", und im selben Augenblick schien ihm, als ob draußen jemand auf dem Pflaster landete. Zitternd wagte sich Schober aus dem Nebenzimmer und erstarrte. Ein Mann in Uniform war in seinem Schlafzimmer. Den Revolver hielt er noch in der Hand

„Meine Kassette ist weg!" schrie Schober entsetzt auf.

„Was für eine Kassette?" fragte der Mann in der Uniform.

„Meine Kassette mit Edelsteinen, zu deren Schutz ich die Polizei alarmiert hatte!" sagte der Juwelier und sank vernichtet in den nächsten Sessel.

„Davon weiß ich nichts! Aber seien Sie ohne Sorge, weit kommt der starke Alfons nicht mit seiner Beute. Ich war nämlich mit auf der Polizeistreife als wir den Einbrecher-Alfons vor diesem Hause sahen. Wir haben ihn schon lange wieder auf dem Kieker. Ich bin ihm nach, während meine Kollegen draußen warteten. Ich denke, in ihren sicheren Armen wird er bei seinem kühnen Sprung glücklich gelandet sein!"

„Also, dann war er gar nicht der Kriminalassistent Zörmann, den mir die Polizei zum Schutz geschickt hat! Aber ich habe doch mit der Polizei telephoniert. Und mit der Postauskunft auch! Wie ist das möglich?"

„Werden wir bald erfahren! Erst müssen wir uns um den Alfons kümmern!"

Der Polizeibeamte hatte recht gehabt, Alfons stand gefesselt in der Mitte der übrigen Streifenbeamten und lächelte die Ankommenden hämisch an

„Die Kassette mit den Steinen? Raus damit!"

Der Einbrecher lächelte noch unverschämter und zeigte mit dem Kopf zum Kanal

„Wir konnten nicht verhindern, daß er einen Gegenstand in den Kanal schleuderte, dachten aber, es wären Einbrecherwerkzeuge!"

„Mein Gott," stöhnte der Juwelier auf und mußte sich an seinen Begleiter klammern, um nicht bei dieser Nachricht umzusinken.

In demselben Augenblick flog mit Gepolter etwas Viereckiges auf das Pflaster, und eine wütende Stimme schrie von einem Kahn im Kanal her:

„Verfluchte Schwefelbande, gebt ihr jetzt bald Ruhe, und töppert eure Klamotten nächstes Mal wo anders hin als auf meinen Kahn!"

Es war die Kassette mit den Edelsteinen, die der überglückliche Schober jetzt aufhob und an sich preßte.

„Verflucht! So 'n Massel!" wetterte der starke Alfons und ließ sich abführen

Auch die rätselhaften Telephonate fanden schnelle Aufklärung. Es zeigte sich, daß die Leitung im Treppenflur durchschnitten war; eine angestückelte Zuleitung führte zum Boden und von dort durch das Dach zum Nachbarhaus in eine Mansarde, in der sich die Telephonzentrale des Verbrechers befand. Und hier erfolgten die Anrufe, und hier wurden auch die Anfragen bei der Post und bei der Polizei beantwortet.